

Zusehen steht auch nichts im Wege, was es dem Arzt und Patienten verunmöglichen würde, das Heilen und Heilungsuchen so zu verstehen, wie es dem Herrenwort entspricht: »Wenn zwei von euch eins werden auf Erden, daß sie um irgend etwas bitten, so wird es ihnen von meinem Vater im Himmel zuteil werden. Denn wo zwei oder drei auf meinen Namen hin versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen«⁴⁷. Ob in der christlichen Unterweisung⁴⁸ des gläubigen Arztes hier nicht eine Lücke klafft? Die Pastoral ist daran, sich wieder vom Ganzen der Kirche und ihrer Selbstverwirklichung her zu begreifen. Deshalb scheint es nicht ausgeschlossen zu sein, daß die Heilszeichen der Gesundheit, Krankheit und Heilung schon recht bald nicht mehr nur individualistisch, sondern (wie es sein sollte) von der glaubenden Gemeinde her und auf die glaubende Gemeinde hin erlebt⁴⁹ und deshalb im Schoß der Kirche wirkkünftig werden. Das braucht nicht im Sinn eines Heilungswunders zu geschehen, sondern kann im Rahmen ärztlicher Heilkunst und Heilpraxis Gestalt annehmen – die Medizin hat doch auch der Theologie etwas zu geben! Was dies konkret für die Krankenprovision, aber auch für die Heilssorge an den Gesunden und an den Geheilten im Hinblick auf die Auferstehung mit Christus bedeuten müßte, dürfte des seelsorglichen Überlegens und Bemühens aller wert und würdig sein.

Erich Kock

Wie kann die Schwäche der religiösen Sprache geändert werden? Gedanken zu einem Buch von Franz Calvelli-Adorno

1. Sprachverfall
Allgemeine Ohnmacht der Worte

Vorbemerkung

Im letzten Heft hat H. Geißner grundsätzliche Gedanken vorgetragen über das Sprechen und die Sprache in der kirchlichen Verkündigung. Der nachstehende Beitrag von E. Kock will diese Darlegungen weiterführen.

Die Redaktion

Klagen über den Verfall der Sprache gab es wohl immer. Meist wurden sie von Zeitgenossen vorgebracht, die sich für die berufenen Hüter der Grammatik oder des Stils hielten: Pädagogen, Sprachforscher und Poeten. Ein stattliches Geschlecht von Sprachreinigern kleidete sich altväterlich und wettete gegen die jugendlichen Torheiten

⁴⁷ Mt 18, 19–20.

⁴⁸ Vgl. A. FALLER, *Ausbildung und Aufgabe des Arztes in katholischer Sicht*, in: *Forschung und Bildung. Aufgaben einer katholischen Universität*, Fribourg 1965, 268–299.

⁴⁹ Vgl. F. KLOSTERMANN, *Prinzip Gemeinde. Gemeinde als Prinzip des kirchlichen Lebens und der Pastoraltheologie als der Theologie dieses Lebens* (Wiener Beiträge zur Theologie 11), Wien 1965.

einer lebendigen Sprache. Daß aber Worte nichts mehr ausrichten und daß unser Leben in ihnen keinen Halt mehr hat – diese Klage ist neueren Datums. Wer Derartiges vorträgt, braucht auch nicht mehr ein besonderer Liebhaber der Sprache zu sein. An der substantziellen Schwäche der Worte leidet die Allgemeinheit; jedermann ist betroffen. Wenn die Worte zum Benennen der Dinge, Sachverhalte und Erfahrungen nicht mehr taugen wollen, kommen auch die Sachen selber ins Gleiten. Gefühle der Ohnmacht stellen sich ein, denn über die richtigen Worte verfügen heißt Macht haben.

Überangebot an Worten

Merkwürdig genug; denn kaum eine Zeit dürfte wohl mit Worten stärkere Magie getrieben haben als die unsere. Ununterbrochen dreht sich das Karussell der Argumente. Die Werbung trommelt, Druckmaschinen halten die Kette lautlosen Palavers in Bewegung, Sender tönen, Lautsprecher geben gut Assortiertes zum Besten. Worte, Worte. Ganze Industrien sind auf den schnellen Umsatz von wirksamen Worten gebaut worden. Zeitungen von gestern sind morgen uralt. Mit den alten Zeitungen aber liegen große Worte von gestern tot wie Kadaver seltener Tiere oder Autowracks ähnlich am Rande einer Straße, die ins Morgen führt. Hier kommt von selbst auf die Lippen, was man Wortverschleiß nennt. Der rasante Umsatz der Worte fördert ihre Inflation, es fehlt ihnen zudem die Deckung einer Autorität.

Wortverschleiß

Worte dienen wechselnden Herren; sie sind durchaus Münzen geworden. Als Münzen aber eignen sie sich zum Kaufen. Alles, was einer nicht kaufen kann, ist in einem solchen Falle für Worte nicht zu haben, auch für gute Worte nicht. Jedermann, nicht nur der Poet, leidet alsbald darunter, daß Worte nichts Konkretes mehr bezeichnen, daß sie nach nichts mehr riechen, schmecken, sich anhören und anfühlen. Wohin man blickt – übertragener Sinn. Das gilt freilich mehr für das einzelne Wort. Hat man es mit Sätzen zu tun, so bewahren sie die pragmatische Macht, die für die Bezeichnung von zusammengesetzten und vermittelten Sachverhalten typisch ist. Je weniger sich der einzelne der Sprache zur Verständigung mit seinesgleichen und der Welt mächtig fühlt, um so kräftiger blüht scheinbar die Sprache autonomer Sachen, Tatsachen und Informationen. In dieser Lage sind wir heute.

Wer beständig ein Objekt von Worten ist, wird am Ende notwendig in den Zustand der Sprachlosigkeit geraten. Im besten Fall wird er sich zum Zuträger fremder Botchaften entwickeln, die er als eigene Erfahrungen ausgibt. An diesem Punkt entsteht täglich die verklausulierte Passivität gegenüber den Apparaturen, die uns mit der ganzen Welt versorgen, aber die Verständigung mit uns selbst und unseresgleichen vorenthalten. Hier Abhilfe zu schaffen, ist manches unternommen, die Objekte wieder

2. Schwäche der religiösen Sprache

in Subjekte zu verwandeln, manches getan worden. Das Gefühl des Wortverschleißes, der Wortlosigkeit blieb.

»Die alten Gebete kreisten wie erschöpfte Bienen um die dürrn Dornen.« Diesen Satz hat Jean Cayrol geschrieben. Auf Poetenweise scheint er den Schwächezustand religiöser Sprache zu umschreiben. Wie schwer es Predigt, Katechese, Andacht, Liturgie und Wortverkündigung überhaupt haben, sich verständlich zu machen, den Hörer zu erreichen und die Gegenstände der Religion zu treffen, das beweisen zahllose Veröffentlichungen. Seelsorger und Theologen machen sorgenvolle Gesichter. Nüchterne Geister denken nach, wie man den Schwierigkeiten entkommen könne. Wie mag es kommen, daß die Worte so oft den Hörer nicht erreichen? Das war doch nicht immer so. Die Schwierigkeit ist von heute. Man spürt, daß sie in den Zusammenhang allgemeiner Erschöpfung des Wortes gehört. Stärker noch als andere Berufsgruppen betonen die Seelsorger das Bedrohliche der technischen Bilderflut, in der die Worte ertrinken. Sie verweisen auf die Herrschaft der Naturwissenschaften, die mit der Formel über den ungenauen Satz triumphieren. Reflexionsprozesse anderer Wissenschaften arbeiten mit Nachdruck an der Rationalisierung von Gegebenheiten, in derem Ungefähr sich die Religion einmal zu Hause fühlen konnte; das ist vorbei, und die Betroffenen spüren, daß es vorbei ist. Die religiösen Inhalte der Sprache – wo sie nicht bereits säkularisiert sind – scheinen sich dem schnellen Umsatz schlagkräftiger Tagesbegriffe zu widersetzen. Sieht man zu stark auf Abstand, versteinert die Predigt, paßt man zu stark an, verflüchtigt sich das Bekenntnis. Und hätte die Religion noch so viel Numinoses oder Heiliges auszusagen, sie müßte sich dazu doch der Menschensprache bedienen. Die Menschensprache aber ist stets auch der Ausdruck der Zeitverhältnisse. Was also kann man tun, um der Sprache der Religion zu kräftigerer Wirksamkeit zu verhelfen, indem man ihr zugleich die Verbindung zum lebendigen Tag erhält?

Die Verkündiger, die mit der Unkraft und Wirkungslosigkeit ihrer eigenen Worte zu kämpfen haben, reiben sich nicht nur an den Voraussetzungen einer Gesellschaft, die dem Menschen von heute das Sprechen schwermacht. Sie finden sich auch in ihrer eigenen Überlieferung nicht mehr zurecht. Sie sind, genauer gesagt, auch nicht mehr die Herren der überlieferten religiösen Sprache. Kraftvolle Verkündigung erforderte, daß sich Prediger und Katecheten, theologische Wissenschaftler und Ausleger des Wortes den traditionellen Bestand des vollkommen Ausgedrückten ins Bewußtsein riefen, um an ihm die Schwächlichkeit gewisser übertreibender und zugleich vager Wendungen zu ermessen. Dies Bewußtsein aber ist kein Allgemeingut geworden. Bisher bieten die Gebet- und Andachtsbücher nur in wenigen Fällen die besten

Übersetzungen der Bibel, der Meßtexte, der kirchlichen Orationen sowie der Vätertexte. Meist belegt in diesen Büchern ein veralteter Stil sowohl die Selbstgenügsamkeit der jeweiligen Autoren wie die Weltfremdheit derer, die sie zu ihren Ergüssen autorisiert haben.

Da die schwächliche Verfassung der religiösen Sprache auf vielfältige Weise und teilweise unterschwellig mit dem Zustand der Sprache allgemein zusammenhängt und da beide mit einer Reihe von gesellschaftlichen Faktoren zu tun haben, kann man sich von einer bloßen Sprachregulierung allein nichts erhoffen. Jenseits spezifisch religiöser Interessen müssen die Vertreter der Religion dazu beitragen, daß die Sprache sich von ihrer Erschöpfung erholen kann – vor allem von der Erschöpfung der großen Worte. Auch auf diesem Gebiet machen die Quantitäten die Qualität unmöglich.

Unter Umständen hat der Verkündiger gegen den gesellschaftlichen Sog an Worten festzuhalten, von denen man allgemein nichts mehr wissen will. Es kann aber ebensogut sein, daß er manche Worte dadurch erhalten muß, daß er auf ihre Verwendung verzichtet. So wäre eine gewisse Quarantäne für Worte wie »ewig«, »heilig« und »christlich« durchaus angebracht. Kluge Leute haben bemerkt, die Sprache der Theologen und Kirchenmänner verrate oft, allzuoft sektiererischen Geist. Sie offenbare ein geradezu sträfliches Maß an Weltfremdheit und Menschenunkenntnis. Hier zeige sich, wie wenig die Verkündiger diejenigen kannten, denen sie zu verkündigen hätten. Wenn das stimmt – und es gibt mancherlei Gründe, es anzunehmen –, dann müssen die Verkündiger ein näheres und konkreteres Verhältnis zur hiesigen Welt finden, damit sie eine Sprache sprechen, die in dieser Welt gesprochen wird. Im gleichen Atemzug aber auch ein distanzierteres Verhältnis, denn sie haben einen Auftrag bekommen, der die Welt transzendiert, sei es nun nach »innen« oder nach »oben«. Den Kontakt zum Hörer dieser Welt, der immer noch von einer kommenden oder verheißenen hören möchte, schaffen nicht eingelernte Worte. Dazu braucht es einen lebendigen Umgang mit der Realität. Von dort her nur können Worte zuwachsen, die das treffen, was sie anvisieren.

Auch dann freilich bleibt die Frage nach dem Charisma, nach der Gabe des Sprechens bestehen. Die Ohnmacht religiöser Sprache, ihr Schwächezustand, sie lassen das freie Geistgeschenk der Sprachengabe nur um so stärker hervortreten. Von Zeitengunst oder -ungunst ist es relativ unabhängig. Man kann die Hörer erreichen, oder man kann es nicht. Man besitzt die Gabe zu reden und zu überzeugen – oder nicht. Das ist nicht allein eine Frage der Methode; und auch Erbauungskünstler der Kanzel, wie besonders das neunzehnte Jahrhundert so viele hervorbrachte, standen oft nur da oben und monologisierten

feierlich. Freilich hat es dann oft ein halbes Jahrhundert gebraucht, bis man merkte, daß sie im Grunde nur mit sich selber sprachen, große Stilisten, Kanzelfavoriten, von Durchschnittspredigern mit einem Gefühl neidischer Bewunderung verfolgt. Ganz zu Unrecht verehrt.

3. Kritik der religiösen Sprache

Sprachregulierung allein könne dem Schwächezustand der religiösen Sprache nicht abhelfen, hieß es eben. Trotz alledem kann man nicht auf sie verzichten. Die Kritik – keine Hyperkritik, kein bloß philologischer Purismus – des Sprachgebrauchs muß ihren Teil dazu beitragen, daß die Worte wieder verstanden und beherzigt werden können. Eine derartige Kritik der religiösen Sprache hat sich das schmale Buch des katholischen Laien Franz Calvelli-Adorno zum Ziel gesetzt. Dies Buch geißelt eine Reihe von konstitutionellen Mängeln der Form und des Inhaltes, die zumal für die katholische Praxis typisch sind.

Adjektivismus

Da ist zunächst einmal der in Gebetbüchern häufig anzutreffende Adjektivismus festzuhalten. Die eigentliche Kraft der Sprache liegt in ihren Verben. Die überlieferten Texte unserer Religion stecken voller Worte, in denen Gott handelt, regiert, beisteht, schützt, eingreift und hilft. Werden aber Adjektive gebraucht, so sollten sie etwas bezeichnen, den geistlichen Sinn vertiefen, indem sie sich vor bloßem Gefühlsschmuck in acht nehmen. Calvelli schreibt: »Gedankenlosigkeit ist eine der größten Unterlassungssünden. Das Adjektiv ist ihr Tummelplatz, überall im Leben.«

Substantivismus

Und wie steht es mit dem Substantiv? »Substantive«, äußert Calvelli-Adorno, »sind anschaulich, ihre Kraft beruht darin, daß sie – formal – Dinge bezeichnen und nicht nur Eigenschaften...« Faustregel: Besser Substantiv als Adjektiv! »Aber auch das Substantiv hat seine Gefahren: Erstarrung, Abstraktion, Verdinglichung lebendigen Geschehens. Das Substantiv ist das Lieblingswort des Juristen. Es läßt den Strom lebendigen menschlichen Tuns in ›Tatbestandsmerkmale‹ gefrieren.« Am ehesten wird derjenige, der sich gewöhnt hat, verbal zu denken und zu sprechen, über den Adjektivismus und Substantivismus Herr werden.

Superlativismus

Weniger einer tatsächlich starken Gefühlsregung als einem Mangel an religiösen Empfindungen entspringt der Gebrauch von Superlativen. Er soll nicht selten nur verdecken, was man entbehrt: Einsicht in die Wahrheiten der Religion. Er soll Gefühle simulieren. Der Autor Calvelli-Adorno äußert sich dazu: »Welcher Überfülle von Superlativen begegnen wir auf Schritt und Tritt in Gebeten und Betrachtungen! Sie mögen gut gemeint sein...: die höchsten und letzten Dinge verdienten die stärkste Steigerungsform. Daß diese abstumpft und Abwehr erzeugt, mehr noch: durch Überfülle ungläubwürdig wird, dafür sind die Verfasser solcher Texte blind und taub. Das gilt ebenso sehr für gewisse starke Wörter und Wendungen

verherrlichender oder übersteigernder Art, die aneinandergereiht wirken wie zuviel Gewürz oder zuviel Süßigkeit in der Speise.«

Übersetzungsmängel

Besondere Schwierigkeiten entstehen aus der Übersetzung lateinischer Worte ins Deutsche. Klangvolle und treffende, gegen die Schwindsucht der europäischen Sprachen merkwürdig immune Worte werden ausdruckslos und nichts sagend, wenn man sie in unsere Sprache überträgt. Dazu gehören Worte wie »pretiosus« und »gloriosus« aus bekannten Hymnen. »Sanguis pretiosus« ist etwas ungleich Überzeugenderes als »kostbares Blut«, und »gloriosus Apostolorum chorus« mit »ruhmreicher Chor der Apostel« übertragen zu müssen, heißt bereits, sich im Wortschatz eines überjährigen Feudalismus zu verfangen. In zu vielen Gebetbüchern trifft man auf entbehrliche Verdoppelungen; der Effekt ist Harthörigkeit. Weshalb kann man nicht statt »besondere Vorrechte« »besondere Rechte« sagen? Warum muß einer »offen und ohne Scheu« bekennen? Weshalb sollen wir uns »willig und gehorsam« Weisungen unterwerfen? Genügt nicht das eine oder das andere?

Gemeinplätze

Die Kritik an den Formen des Sprachgebrauchs aber zieht die an den Inhalten nach sich. Da denkt man an die konventionelle, in lauter schönfärberischen Allgemeinheiten sich ergehende Kirchensprache. Und dann sehnt man sich förmlich nach Deutlichkeit, und sei sie selbst moralisierender Art. Das Altbackene gewisser Moralpredigten ist geradezu sprichwörtlich geworden. Nun, vielleicht war die Moralpredigt früherer Zeiten wirklich ein genauer Ausdruck autoritärer Kasuistik, möglicherweise war sie zu starr und zu selbstherrlich. Aber was den theologischen Vertretern dieser Zeit auch anzumerken ist, das ist ihr Wille zum Konkreten. Diese Männer besaßen den Willen, genau zu sein und deutlich zu werden. Hartnäckig suchte der Verkündiger den moralischen Gehalt biblischer Gleichnisse herauszuschälen, nicht nur einen verbalen oder mystischen Sinn. Man nannte die Dinge beim Namen. Arbeitet die heutige Predigt dagegen nicht häufig auf theologischem Trapez und in zu dünner Luft? Es scheint so.

Setzen wir uns unter eine Kanzel und hören wir unabgelenkt zu: Gibt es eigentlich gar keine Geldgier mehr, keine Hoffart, keine Unterdrückung der Witwen und Weisen? Wird keine Abgöttereier mehr getrieben, heuchelt man nicht mehr, werden keine Meineide mehr geschworen? Wird niemandem der gerechte Lohn vorenthalten, arbeiten alle, ohne zu schludern? Existiert niemand mehr, der sich des Standes seiner Eltern wegen schämt, verkauft kein Bäcker oder Fleischer ungesunde Nahrungsmittel mehr? Sind Geiz und Ehrgeiz verschwunden, Haß und Neid, Jähzorn und Faulheit, Klatsch, Völlerei, Ehebruch, Trunksucht und Gewalt, Unterdrückung und Nötigung? Die Ohn-

macht der religiösen Sprache heutzutage hängt auch mit den glättenden, verharmlosenden und verschleiernenden Reden der religiösen Sprecher zusammen. Versteht sich, daß hier nicht dem Schimpfen das Wort geredet wird, sondern dem nüchternen Benennen. Jedenfalls hat die Vorliebe für möglichst allgemeine und umgehende Worte etwas Aufreizendes.

Auf der anderen Seite hat es sich eingebürgert, daß man bedeutende Worte, die den Ernst religiösen Lebens bezeichnen, in kleine Münze umsetzt. In solchen Zusammenhang gehört das Wort »Opfer«. Man wendet es leider viel zu oft und gedankenlos an, und zwar wahllos auf kleine Mißhelligkeiten wie existenzbedrohende Nöte. Calvelli-Adorno vermerkt dazu: »Das Wort Opfer oder Aufopferung wird viel zu oft gebraucht... die Dinge, die geopfert werden sollen, werden nicht selten blaß, unverbindlich und allgemein ausgedrückt, daß neunundneunzig von hundert Betern sich nichts Konkretes darunter vorstellen.«

Veralteter Wortschatz

Dem verkümmerten Sprachbestand, meist eine bösen Mitgift des neunzehnten Jahrhunderts, die dem Kirchenlied wie dem Andachtstext genauso anzumerken ist, entsprechen die antiquierten Wendungen und überholten Worte. Da wimmelt es von Worten wie: huldvoll, Wohnstatt, mildreich, schmäählich, Wonne, einst, dereinst, kundgetan, gottbegnadet, treukatholisch, Heilandsliebe, tiefgebeugt, überreich. Überreich – das ist außerdem ein Wort, in dem ermüdende Verdoppelungen regieren. Zu seiner Sippschaft zählen: tiefes Weh, große Trauer, schweres Opfer und stiller Trauerzug. In einem Gebet- und Gesangbuch jüngster Zeit aus deutschen Bistümern liest man von Fehlern, die »im Ahnenerbe verborgen liegen« und von »gefallenen Kriegeren«.

Selbstgefälligkeit

Nicht wenige religiöse Texte fügen Biblisches und Selbstgedachtes zusammen; um so stärker hebt sich präntiöses Gerede ab. Bildhaft kräftigem und zugleich zurückhaltendem Wort steht hier ein abgeleitetes Sprechen gegenüber. »Mit uns feiern die Chöre der Engel«, einen solchen Satz wird man in der ganzen Heiligen Schrift vergeblich suchen. »Reich beschenkt knien wir vor dir«, einen derart scheinbar demütigen, in Wahrheit selbstgefälligen Satz hätte kein Evangelist bilden können. Anbiederung – nicht nur beim Zuhörer, sondern beim Adressaten der Gebete macht sich breit. Es fällt auf, wie geschwätzig und dozierend manche Gebetstexte denjenigen anreden, dessen Namen zu nennen sich fromme Völker scheuen. Nicht, daß das Evangelium die Gläubigen nicht »Du« sagen gelehrt hätte, aber gewiß nicht, um sich unter dem Vorwand des »Du« selber fromme Vorträge zu halten. Manche Gebete dozieren Gott etwas vor. Da heißt es etwa: »Am Ende der Zeiten wird dein göttlicher Sohn Jesus Christus uns von allen Enden der Welt zusammenrufen. Dann müssen wir

Rechenschaft ablegen über unser Leben.« Diese Erkenntnis kann ja dem großen Zuhörer nicht neu sein. Wie kommt es wohl, daß vor allem die aus der Not geborenen Bitten eindeutige und glaubwürdige Worte mit sich bringen? Wohl darum, weil Beten mit Bitten zu tun hat und nicht mit Dozieren.

Unaufrichtigkeit

Mit der formalen Superlativitis in der Kirchensprache hängt der übertriebene Stil des Redens zusammen. Auch hier haben das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert seltsame Blüten getrieben. »Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar.« Nun, sie tut es nicht, sie klopft sich allenfalls den Staub von einem Knie, weil das andere eh geschont wird. Schlimmer noch ist freilich devotes Getue, das sich den Christen nur als geistlichen Untertan vorstellen zu können glaubt. Übertreibender Stil des Redens: »Mach, daß ich stündlich besser werde«, heißt es in einem Kirchenlied aus dem Jahr 1808, das in Gesangbüchern noch immer einen bevorzugten Platz hält. Das entsprechende Gebet dazu lautet: »All mein Arbeiten sei ein einziger Gottesdienst.« Franz Calvelli-Adorno führt ein krasserer Beispiel an. Da heißt es in einer Andacht: »Könnten wir doch mit unserem eigenen Blute die Vergehen sühnen!«

Juristischer Sprachstil

Wer von den vielen, die das in der Gemeinde sprechorartig mitbeten, kann das wirklich ernst nehmen? »Wie kann«, schreibt der Autor weiter, »jemand, der am Bierisch in einer Debatte über seine Religion aus Feigheit schweigt, den Wunsch nach dem Blutzugnis haben?« Sich mit dem traditionellen Vokabular der Ablaßsprache auseinanderzusetzen, ist hier nicht der Raum. In Calvelli Buch wurde ihr ein eigenes Kapitel gewidmet.

Wichtiger erscheint uns noch sein Hinweis auf jenes juristische Denken, das die Kirchensprache verengt und versteinert hat und das zugleich mit den Geheimnissen der Religion autoritär umspringt. Der Autor schreibt: »Ohne das römisch-rechtliche Denken, mit seiner Fähigkeit und Neigung, abstrakt zu formulieren, zu unterscheiden, äußerlich erkennbare Akte zu setzen, wäre die sichtbare Kirche nicht denkbar. Sie verdankt ihre Kraft diesem soliden, nüchternen Rechtsdenken. Aber: Die Spannung zwischen ihm und der Spiritualität des Geheimnisses ist immer wieder verkannt worden, auch die Gefahr des rein juristischen Elements. Diese Gefahr ist um so größer, je mehr der durch juristische Methoden geprägte Denk- und Sprachstil nicht nur in der Kirchenverwaltung und in den Funktionen des Hirtenamtes wirkt, sondern auch im Bereich der persönlichen religiösen Entscheidung.«

Wissenschaftlicher Sprache der Theologie aber würde es gewiß gut bekommen, wenn sie sich wenigstens zeitweise dem Paradox der Botschaft Jesu und einer in Paradoxen denkenden mystischen Theologie aussetzen würde. »Gewisse Bücher«, notiert Calvelli-Adorno, »über Wissen

und Glauben machen beim ersten Anblättern schon in ihrer sprachlichen Diktion den Eindruck voreiligen Bescheidwissenwollens und kurzschlüssigen Rennens zum Ziel.«

Falsche Erbaulichkeit

Der Beginn unseres Jahrhunderts brachte noch einmal ein Wiederaufleben der Kanzelrhetorik hervor. Eine bestimmte Gattung von Dompredigern, unter ihnen wirkliche Liebhaber der Sprache, ließ sich auch akustisch von den »Hallräumen« der alten Kirchen inspirieren. Die Zuhörer wollten sich erbauen und entwickelten sich nicht selten zu passiven Genießern hoher Worte. Worte wie gemalt, Worte, die ein religiöses Panorama entwarfen. Dem entsprach ein edler Sprechstil, der in kleineren Geistern wunderliche Kopisten fand. Diese Tage sind vorüber.

Weltfremdheit

Natürlich hat auch die technische Welt solchem Sprechen ein Ende gemacht, trotz (oder wegen?) besserer Mikrophone. Woran die religiöse Rede sonst anknüpfen konnte, Abhängigkeit von der Natur, jahreszeitlicher Rhythmus, es fehlt. Unsere Welt spiegelt den Menschen, ja den *homo faber*, wider. Trotzdem sollte diese Welt in den Gebeten vorkommen. Doch fugenlos abgedichtet, schützt sich die religiöse Sprache vor der sogenannten Profanität. Negativ eindrucksvoll bestätigt sie die hochmoderne Schizophrenie zwischen dem Anspruch der Religion auf alle Bezirke des Daseins und den faktisch säkularisierten Verhältnissen. Nun gut, die Christen sollen auch Worte bewahren, die in der gegenwärtigen Gesellschaft an den Rand und in die Ecke gedrängt worden sind. Aber kann es der religiösen Sprache von Nutzen sein, wenn es in den Gebetstexten der gebräuchlichsten Andachtsbücher praktisch kein Auto, kein Telefon oder Flugzeug, keinen Computer und keine Rechenmaschine gibt?

4. Die Aufgabe Sprechaskese

Dem Zustand der Schwäche der Worte und des Sprechens kann man nicht mit eiligen »Maßnahmen« begegnen. Bestimmte Worte wie ewig, christlich oder heilig in vorübergehende Quarantäne zu nehmen, wurde schon vorge schlagen. Eine neue, vielleicht schöpferische religiöse Sprache muß der Meditation entspringen, darauf hat ein sehr nüchternes Buch von Wilhelm Gössmann bereits hingewiesen. Zur Meditation aber gehört stets das Schweigen. Der Sprechaskese muß die Askese auf seiten der Hörer entsprechen: Wer sich vom religiösen Wort erreichen lassen will, muß auf den pausenlosen Konsum von Worten, sei es wo immer, verzichten. Von denen, die zu verkünden haben, ist die intensive Vorbereitung der Predigt und Katechese verlangt. Damit das möglich werde, brauchen die Betroffenen Entlastung von überflüssigen Nebenaufgaben. Um zum Menschen dieser Tage zu sprechen, muß der Prediger die bloße Zuwendung zum Gläubigen aufgeben. Es gilt, wie man gesagt hat, »weltlich von Gott zu reden«, und es gilt, dies vor den Ohren derer zu

tun, die nicht glauben, aber doch zuhören. Viele Menschen haben fortwährend Konflikt- und Grenzsituationen zu meistern. Das betrifft die Hausfrau so wie den Politiker. Die religiöse Sprache muß diese Situationen verarbeiten, oder sie wird schwächlich bleiben.

Lebendiges Beten

Mehr denn je gilt es den Sprachbestand der bedeutenden theologischen Tradition zu aktivieren. Manche zeitgenössischen Gebete wenden sich offenbar mehr an die Öffentlichkeit als an Gott. Das rächt sich: Sie haben meist einen geradezu peinlich privaten Charakter. Dabei gibt es wirklich Worte der Überlieferung, in die auch unser heutiges persönlichstes Leben eingehen kann, Gefäße, die sich mit unserem Leben und Denken füllen lassen, Kleider, die selbst große Blößen bedecken, Kleider, die wärmen. Calvelli-Adorno verweist mit Recht auf die kirchlichen Orationen, die »objektiv, wenn auch nicht hymnisch und doch sangbar« seien. Um das gestörte Verhältnis zur Sprache zu heben, braucht es auf lange Sicht aber wohl auch etwas wie feste Einrichtungen, zumal in einer Kirche, in der die institutionelle Autorität noch immer so stark wirksam ist.

Sprecherziehung

Calvelli-Adorno rät zu Fortbildungskursen der jungen Geistlichen und Theologiestudenten, zu sprachlicher und stilistischer Ausbildung. Dort solle man den Hörern die verschiedenen Arten religiöser Äußerung bewußt machen, unter anderem auch die Polaritäten mehr rationalen und mehr emotionalen Sprechens – denn zwischen den Polen hält sich die fruchtbare Spannung, nicht aber auf der einen oder anderen Seite. Der Autor empfiehlt, den Bestand der religiösen Texte zu sichten, die Andachtsbücher zu durchforsten. Bedeutend Formuliertes aus dem Inventar zeitgenössischer Schriftsteller, seien es nun Christen oder Nichtgläubige, solle einen Platz in Betrachtungsbüchern finden, wenn es mit der Religion zu tun hat. Es müßte geradezu eine Ehre sein, wenn sich in Andachtsbüchern Namen wie Hölderlin, Luther oder Goethe fänden. Nur von den Kirchen autorisierte Teamarbeit kann hier eine bessere Praxis schaffen, als sie jetzt besteht.

Der Autor schlägt folgendes vor: »In der personellen Zusammensetzung des Teams müßten Kleriker mit Laien zusammenarbeiten, die mit der Sprache umgehen können, vor allem solche, deren Beruf es ist, mit ihr umzugehen: Philologen, Linguisten, Schriftleiter und nicht zuletzt Schriftsteller, ja Dichter.« Das alles zielt, wenn wir richtig sehen, auf mehr Weltkenntnis und zugleich erfülltere Theologie. Zuletzt aber läuft es darauf hinaus, nicht allein an die Dinge zu denken, die man zu verkündigen hat, sondern auch an denjenigen, dem sie verkündigt werden sollen – den Menschen.